

Theologieprofessor aus Schweinfurt: eine Kirche *ohne* Priester!

In der Krise schadet es der Kirche nicht, sich auf ihre Ursprünge zu besinnen, fordert der Theologe Martin Ebner aus Schweinfurt. Besonders bei der Rolle der Priester.

Die Lage der katholischen Kirche ist dramatisch schlecht. Weil es immer weniger einsetzbare Priester gibt, müssen die Seelsorgegebiete notgedrungen immer größer werden. Die noch aktiven Geistlichen fühlen sich zunehmend physisch und psychisch überfordert. Hinzu kommt die Beschädigung des priesterlichen Amts durch den Missbrauchs-Skandal. Die jüngsten Ereignisse haben den emeritierten Theologieprofessor Martin Ebner aus Schweinfurt, selbst geweihter Priester, zum Nachdenken über eine äußerst pikante Frage gebracht: Braucht es überhaupt Priester?

Frage: Warum ist die Frage nach dem Priesteramt so entscheidend?

Prof. Martin Ebner: Die innere Struktur der katholischen Kirche ist heutzutage klar auf den Priester zugeschnitten. Dieser geweihte und zum Zölibat verpflichtete Mann hat nach wie vor die zentrale Position in der Liturgie (nur er darf der Eucharistiefeyer vorstehen), in der Lehre (nur er darf nach dem Evangelium predigen) und in der Verwaltung der Pfarrei (nur ihm kann die Letztverantwortung übertragen werden). Das war aber nicht

immer so. Die ältesten und für uns Christen noch immer maßgeblichen Schriften im Neuen Testament sprechen da eine ganz andere Sprache.

Was hatten die Menschen zur Zeit Jesu vor Augen, wenn sie das Wort "Priester" hörten?

Ebner: Im alten Israel waren die Priester reine Kult-Manager im Jerusalemer Tempel. Ihre wichtigste Aufgabe bestand darin, die Tieropfer nach bestimmten, ihnen allein vorbehaltenen Riten darzubringen, vor allem um damit als Vermittler zwischen Gott und Mensch die Sündenvergebung zu erwirken. Und: Priestersein war im Judentum keine Sache der Berufung, sondern ein Geburtsmerkmal. Allein der Stammbaum zählte. Nur wer als Mann in eine der 24 priesterlichen Familien geboren wurde, hatte das Vorrecht und die Verpflichtung, zweimal im Jahr jeweils eine Woche lang – neben seinem ganz normalen Beruf – den priesterlichen Opferdienst im Tempel auszuüben.

Und wie sieht es dann in den frühchristlichen Gemeinden aus?

Ebner: Solche Kult-Manager wie im Tempel gibt es in den Gemeinden des frühen Christentums nicht. Im Neuen Testament gibt es keinen Stand, der sich selbst als Klerus bezeichnet und mit Vorrechten gegenüber den übrigen Laien ausgestattet ist. Es gehört zu den verblüffenden, aber kaum ernstgenommenen Fakten, dass im Neuen Testament christliche Priester überhaupt nicht vorgesehen sind. Um es auf einen kurzen Nenner zu bringen: Jesus hat keine Priester geweiht. Das Priesteramt ist ein erst später gesetztes Implantat ins Christentum.

Und warum brauchte es in den frühchristlichen Gemeinden keine Priester?

Ebner: In christusgläubigen Gemeinden werden keine Blutopfer mehr dargebracht, sondern es wird ein Mahl gefeiert. Zu diesem

Mahl in Erinnerung an Jesus werden jetzt nicht nur, wie sonst üblich, die ebenbürtigen Freunde des Hausherrn eingeladen, sondern alle Getauften im Einzugsbereich. Die Frage, wer bei so einem Mahl den Vorsitz führen darf, wird in den neutestamentlichen Schriften nirgends problematisiert. Alle sind gleich - und sollen sich gleichwertig fühlen.

Das heißt, dass im frühen Christentum alle Standesgrenzen aufgelöst sind?

Ebner: Ja. Gerade die Aufhebung der gesellschaftlich etablierten Standesgrenzen ist ein Charakteristikum der Christusgläubigen. Wer seinen Glauben an Christus durch die Taufe besiegeln lässt, betritt gleichsam einen neuen Sozialraum, in dem es nicht mehr auf die nationale Herkunft, auf den Stand und das Geschlecht ankommt. In der wohl ältesten Taufformel des Neuen Testaments heißt es wörtlich: 'Da gibt es nicht mehr Jude noch Grieche, da gibt es nicht mehr Sklave noch Freier, da gibt es nicht mehr Mann und Frau. Denn alle seid ihr einer in Christus Jesus.'

Menschen in über- und untergeordnete Kategorien einzuteilen, ist also ein klarer Widerspruch zum Christusglauben?

Ebner: So ist es. Und das betrifft besonders die den Priestern vorbehaltene Vermittlungskompetenz zwischen Gott und Mensch beim Blutopfer im Tempel. Die wird nun spiritualisiert und in die Reihe der Christusgläubigen selbst verlegt. Das wahre „Opfer“ ist jetzt ein den Menschen zugewandtes Leben im Respekt vor Gott. Und dieses „Opfer“ kann jede und jeder darbringen, so der Hebräerbrief. Wir können von einer bewussten Gegenkonzeption zum institutionalisierten Priestertum sprechen. Diese kritische Haltung der frühen Christen gegenüber dem priesterlichen Opferkult ist aber nicht einfach vom Himmel gefallen. Sie hat ihre Wurzeln direkt beim historischen Jesus und den Erzählungen über ihn.

Das sollten Sie näher erläutern...

Ebner: Nur zwei Schlaglichter: Jesus zeichnet ein äußerst missgünstiges Bild von den Priestern seiner Zeit. Die sicher böartigste Geschichte ist seine Erzählung vom barmherzigen Samariter. Ein Zweites: Jesus war vom Stammbaum her kein Priester, gemäß unseren Begriffen also ein Laie. Und trotzdem tut er das, was eigentlich nur den Priestern vorbehalten ist: Er spricht im Namen Gottes die Sündenvergebung zu, ohne Autorisierung, ohne Tieropfer, ohne Tempelkulisse – einfach in einem Haus. Das war ein Affront. Wir könnten von einer feindlichen Übernahme priesterlicher Vorrechte sprechen. Kein Wunder, dass die Schriftgelehrten in der Erzählung das für eine Blasphemie halten.

Allerdings stellt sich dann die Frage: Warum gibt es heutzutage doch Priester?

Ebner: Der Kirchenhistoriker Georg Schöllgen hat die Vorgänge, die sich um die Wende vom zweiten zum dritten Jahrhundert abspielten, als den größten Bruch in der Christentumsgeschichte bezeichnet: Aus einer Seelsorgereligion wurde eine Kultreligion. Immer mehr Gemeindevorsteher - Episkopen und dann auch Gemeindeälteste - stellen sich selbst in eine Analogie zu den alttestamentlichen Tempel-Priestern.

Ein neuer Stand ist geboren: der Klerus...

Ebner: Genau. Ein Stand, der sich selbst dem Rest des Gottesvolkes, den Laien, gegenüberstellt und sich dabei überhöht. Ein Stand, der die am Anfang in der Taufformel beschworene und offensichtlich auch faszinierende Gleichheit unter den Getauften praktisch aufhebt. Und nicht zu vergessen: Diejenigen, die sich ab dem dritten Jahrhundert Priester nennen, beanspruchen dann auch, was für die Priester in Israel galt: dass sie den Zehnt von den Gläubigen bekommen, also besoldet werden und ab sofort

hauptsächlich für Geld tun, was sie vorher nebenberuflich als Freizeitälteste und als Freizeitepiskopen gemacht haben.

Welche Konsequenzen haben nun diese Erkenntnisse der Exegese und der Kirchengeschichte in der aktuellen Diskussion?

Ebner: Auf der Vollversammlung des "Synodalen Wegs" im vergangenen Herbst in Frankfurt wurde denkbar knapp mit einer einzigen Stimme Mehrheit bei 95 zu 94 Stimmen der Antrag angenommen, dass auch die Frage diskutiert und beraten werden soll: Braucht es überhaupt Priester? Ja, diese Frage muss auf den Tisch – und zwar in Treue zur Ursprungstradition. Es ist unabdingbar, dass die Kirche die wissenschaftlichen Erkenntnisse der Exegese und der Kirchengeschichte ernst nimmt und ihrer eigenen geschichtlichen Entwicklung ehrlich in die Augen schaut. Ansonsten ist keine Reform möglich, die diesen Namen verdient. Darf ich noch etwas im Blick auf die Zukunft hinzufügen?

Ja natürlich, gerne!

Ebner: Ich bin überzeugt: Die Freistellung des Zölibats, wie sie von Kardinal Marx vorgeschlagen wurde, ist ein Schritt in die richtige Richtung. Anstelle einer Weihe sollte es dann eine Beauftragung für bestimmte Aufgaben auf Zeit geben. Und dabei sollten die Leitung - besser: die Moderation einer Gemeinde - und die Liturgie, der Predigtendienst und die theologische Beratung nicht mehr in einer einzigen Hand liegen, sondern nach Kompetenzen auf dafür geeignete Personen verteilt werden. Sobald die dann spezifisch zugeschnittenen Ämter nicht mehr an das männliche Geschlecht und die Verpflichtung zum Zölibat gebunden sind, wäre mit einem Schlag nicht nur die Überhöhung und die damit oft auch verbundene Überforderung der Priester vom Tisch, sondern wir wären auch wieder ganz nahe bei der

urchristlichen Vorstellung von der Gemeinde als Leib, wo die vielfältigen Aufgaben je nach geschenkter Kompetenz, Charisma genannt, wahrgenommen werden und es zuerst einmal um die Sorge und Achtsamkeit füreinander geht. Das hat uns immerhin der Apostel Paulus ins Stammbuch geschrieben.

Ich glaube, dass sich viele nach einer solchen Kirche sehnen. Und im übrigen wird sie mancherorts längst praktiziert - weil die Priester gar nicht mehr rumkommen.

Für den Frühsommer plant Martin Ebner die Herausgabe eines kleinen Buches zu diesem Thema im Echter-Verlag.

Professor Martin Ebner

Der Theologe wurde im Jahr 1956 in Schweinfurt geboren. Von 1975 bis 1981 studierte er katholische Theologie an der Julius-Maximilians-Universität in Würzburg. 1982 wurde er zum Diakon, 1983 zum Priester geweiht. Von März 1984 bis Juli 1985 war er Kaplan in Baunach und Haibach. Von September 1985 bis Juli 1988 arbeitete er als hauptamtlicher Religionslehrer am Gymnasium der Englischen Fräulein in Aschaffenburg.

Im Jahr 1991 promovierte Ebner und wurde wissenschaftlicher Assistent am Biblischen Institut der Universität Würzburg. 1997 wurde er habilitiert und zum Oberassistenten ernannt. Am 1. August 1998 wurde er zum Professor für Exegese des Neuen Testaments an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster ernannt. Im Oktober 2011 wechselte Ebner an die Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität in Bonn. Zum Ende des Wintersemesters 2018/19 wurde er auf eigenen Wunsch in den vorzeitigen Ruhestand versetzt. Er lebt wieder in seiner Heimatstadt Schweinfurt und feiert fast regelmäßig Gottesdienste in Christkönig und St. Josef.